

Die Stiefkinder

Erzählung aus dem Tiroler Volkleben von R. B. Mol

(Fortsetzung)

Nach längerer Pause erwiderte der Talguter: „Ein Lump kann einer überall werden, und studierte Lumpen sind übler als unstudierte. Aber von mir aus darf der Bub tun, was er will; nur das wirkt verkehrt, daß bei diesen schlechten Zeiten...

„Na, freilich,“ fiel ihm Rosel ins Wort; „aber so viel ich weiß, hat der Bub selbst eine Kleinigkeit, und ich denk' mir, der Landrichter wird Euch gewiß zu Willen sein, wenn Ihr ihm sagt, wie die Sachen stehen. Es ist ja besser, Ihr gebt dem Bubem jetzt sein eigenes Vermögen heraus, was hat er denn von den paar hundert Gulden, wenn er einmal zu alt ist zum Studieren?“

Eine gute Eigenschaft besaß der Talguter: er sprach stets die Wahrheit, sei es aus wirklicher Wahrheitsliebe, sei es, weil es ihm zu lästig war, Ausflüchte zu erfinden. So gestand er denn jetzt mit rührender Offenheit, daß er und sein Weib es für billiger gehalten hätten, aus Martin Ritterhofers Hinterlassenschaft Jahr um Jahr einiges zu begeben, um die Ausgaben zu decken, die Valentin ihnen verurteilt habe.

„Wahr!“ rief Rosel aufspringend, „redet Ihr im Ernst? Ich will's nicht hoffen!“

Dem Talguter schien es doch zu dümmern, daß er nicht ganz großmütig, ja vielleicht nicht einmal ganz ehrlich an seinem Mündel gehandelt habe. Er zog die Achseln hinauf und brummte: „Na, Gott, ich kann dir nicht helfen. Mit mir ist der Bub nicht getrennt und mit dir auch nicht, und ich weiß nicht, warum du so in Eifer kommst. Die Mutter wird schon wissen, was sie mit ihm zu tun hat; freilich wird sie ihn nicht!“

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen und Agnes trat ein, die Hand auf ihr Herz gepreßt, wie um dessen klopfen zu beschwichtigen. „Bin ich erschrocken!“ rief sie. „Kommt der Franz in die Küche und schreit: Die schwarze Kuh wird hin! Ich bin wohl gleich hinübergegangen, und Gott sei's gedankt, bin ich noch zurecht gekommen! Einen schrecklichen Grimmen hat sie gehabt, aber jetzt geht's schon besser! Ich und der Franz haben halt fleißig...“

„Möglich unterbrach sie sich, denn an des Vaters Seite hatte sie Rosel entdeckt. Es war ihr alles klar: Rosel hatte den Vater aufgesucht, um heimlich mit ihm zu sprechen, und von wem sie gesprochen, das wollte sie recht gut.“

„Geh, Rosel,“ sagte sie, „geh ein bißel in die Küche hinaus und hilf der Cilla. Ich bin viel zu aufgeregt, ich tu ganz zittern.“

„Mutter,“ sagte das Mädchen, „mir wär' lieber, Ihr tätet gradaus sagen: Rosel, mach' dich hinaus; ich seh's nicht gern, daß du mit deinem Vater redest!“ Der Vater wenigstens sagt die Sachen aufrichtig, wie sie sind, und so halt ich's! Daß Ihr den Ball durchaus nicht studieren lassen wollt, das weiß ich schon lang, und warum Ihr's nicht wollt, weiß ich auch. Seit einem Jahr hat er jetzt redlich als ein arbeitssamer Knicht bei Euch sein Brot verdient, und wenn Ihr ihm einen kleinen Lohn gegeben hättet, wär's nicht zu viel gewesen. Aber, daß er Euch anstatt dem erst noch ein Kostgeld zahlen muß aus dem bißel Vermögen, was das arme Baifenkind von seinen redlichen Eltern ererbt hat, das, Mutter, o das ist ein Sündengeld, das das Erbteil Eurer Kinder aufzehrt und Fluch bringt über unsere Heimat! Und wenn ich einen Kreuzer hätt, ich wollt' ihn gern hergeben, um Euer Schuld gut zu machen und dem Ball zu seinem Recht zu verhelfen, weil der Bub, wenn er noch lang bei Euch bleibt, an seiner Seele zugrund geht!“

Die Bäuerin verbiß ihren Bohn. Das war so ihre Art, wenn jemand ihr schroff entgegentrat; und nur zu gut merkte sie, daß Rosel, die so gedemütigte, unterdrückte Rosel, eine andere geworden war, seit sie für Valentin kämpfte. „Madel,“ sagte sie endlich verwundert, als Rosel innehielt, „jett möcht' ich grad wissen, warum du dir an dem hergelassenen Schnalserbuben so einen Narren gestreiffen hast?“

Rosel trat näher an die Talguterin heran. „Mutter,“ entgegnete sie, „und die Anrede klingt wie ein Vorwurf — Mutter, mundert's Euch denn, wenn Euer Stiefkinder zusammenhalten?“

11.

Die schöne, sonnige Zeit der Weinlese war gekommen. Wer hätte es sich vor einem Jahre träumen lassen, daß so bald wieder helle Winde herrschen würde zwischen Raif und Pöffer? Man glaubte den schrecklichen Traubenfeind in vollen Rindzug begriffen, man vergaß den erkrankten Kammern, man freute sich der Gegenwart und niemand ahnte, daß zwei Jahre später die Straffheit der Liebe sich wieder einstellen würde, gepaart mit dem blutigen Sommer des Krieges. Doch wer könnte sich einer schönen Stunde freuen, wenn ihm der Blick in die Zukunft offen fände?

Das Wetter war herrlich. Auf herblich kühlte Nächte folgten wolkenlose Tage, die alles, was noch ein Stückchen Lebensfreude hatte, hinaus ins Freie lockten. Da waren denn die Hausbunde gar wichtige Wesen, denn mancher Bauernhof blieb den ganzen Tag über einzig der Lohut eines „Sultan“ oder „Tiger“ überlassen.

Manche Mutter nahm ihr Kleinkind mit hinaus, band ein Leintuch an die Holzsäulen der Reben, legte den lieben Schreihals in diese Hängematte und griff frohgemut zu Rebmesser und Holzkeiler. Die lustige Schuljugend erhielt Ferien und besuchte sich, beim „Wimmen“ hilfreiche Hand zu leisten; ist es doch eine gar angenehme Arbeit und nicht zu hart für Kinderhände. Die größeren Knaben und Mädchen krochen unter das niedrige Laubdach, wo den Erwachsenen das Büden zu schwer war, und freuten sich, an den lieben blauen Trauben die Rebmesserlein zu versuchen, die ihnen der Vater oder der Göt gefaßt; die kleinen aber kletterten am Boden umher, schabdeten nach den herabgefallenen Beeren und warfen sie in den nächsten Kübel, damit nur ja nichts verloren gehe von dieser guten, schönen Gottesgabe. Geschäftig schritten die Durstigen mit den gefüllten Butten dahin, ließen die Trauben in die Pottiche rollen und tranken wohlgemut zu den Winzerinnen zurück. Etwas, das heller und fröhlicher war als selbstvergnügen, zog durch die wessenden Blätter der Reben, und jene sogar, die kein Wein gut ihr eigen nannten, die mir als Tagelöhner oder Diensthöten teilnahmen an der Erntelust, freuten sich herzlichlich des schönen Gottesgans.

Auch des Talguters Rosel war froh, einmal die Nadel aus der Hand zu legen; auch sie freute sich der Arbeit unter Gottes freiem Himmel und der frischen Herbstluft, die durch die rauschenden Blätter zog und mit ihren Stirnhaaren tändelte. Im Eifer der Tätigkeit hatte sie sich von den übrigen entfernt und stand am Ende eines langen Laubganges, als Valentin, der trotz seiner Jugend bereits als Buttenträger verwendet wurde, mit seiner Last an ihr vorüberhritt. Er hielt inne und betrachtete die kleine Gestalt, die sich mühsam emporredete, um eine hoch hängende Traube zu erreichen. Ihr Gesicht war von ihm abgewendet; doch kaum hatte er sie beim Namen gerufen, so ließ sie Messer und Holzkeiler sinken und wandte sich um.

„Ich hab' dich etwas fragen wollen, Rosel,“ sagte er mit unterdrückter Stimme. „Gibt du mir etwa meine Bücher vertragen?“

„Ball, was denkst denn?“

„Ich hab' halt nur gemeint... du hast mich ja so oft ausgebrummt, daß ich die Nacht zum Tag mach' den Büchern zulieb, und da hab' ich gemeint, du hast sie mir etwa verlehrt?“

„Nein, mein guter Bub, so was hab' ich dir gewiß nicht an!“ versicherte Rosel. „Mir wär's lieber, du hätt's setzen,“ murmelte der Knabe. Wenn

du sie nicht hast, dann hat sie halt eine andere.“

„Geh, geh,“ tröstete Rosel. „du hast sie etwa auf einen falschen Ort hingelegt; du findest sie schon wieder.“

Balk lachte laut auf und ging. Es war auch wirklich zum Lachen; er sollte seine Bücher verlegt haben! Jeden Abend, wenn Klaus zu Bett gegangen war, nahm er sie aus der Truhe, und ehe ihm selbst die Augen zufielen, legte er sie wieder zurück ans alte Plätzchen, und nun auf einmal waren sie alle fort. Doch halt — ein Buch hatte man ihm gelassen: den Katechismus. Das war bezeichnend! Wie hätte er nur denken können, daß Rosel ihm die Bücher entwendet habe? Die Hand, die das getan, war nur zu kenntlich!

Er stieg am Bogen hinan, auf den die Pottiche stand, und leerte seine Butte aus. Derabsteigend ließ er die Butte von seinen Schultern gleiten, dann lehnte er sie an eine Holzsäule und wanderte den Hof zu. Er setzte sich, allein zu sein. Sein Herz war voll Bitterkeit — noch nie war es so voll gewesen, selbst damals nicht, als die Vase ihm einen Dieb und Lügner gescholten hatte. Damals wenigstens was es ihm gegeben, seinen Grimme Luft zu machen; jetzt mußte er schweigen und seinen Schmerz hinabwürgen. Was würde es auch helfen, wenn er die Vase nach seinen Büchern fragte? Sie würde sich unschuldig stellen und deren Verschunden wohl gar als eine Hingung Gottes bezeichnen. Sie wollte es nun einmal nicht, daß er studiere, er sollte sich den Gedanken für immer aus dem Kopfe schlagen. Sein Talent, seine Lernbegierde muß unterdrückt werden: all seine Kräfte, jeden Augenblick seiner Zeit sollte er fortan ungeteilt in den Dienst der Talguterin stellen.

Entsetzt als sonst war er in den letzten Wochen bemüht gewesen, jeden unbewachten Augenblick seinen Büchern zu widmen. Diese feberhafte Bemühung der Zeit, die sonst den Stunden seines Alters nur zu fremd ist, hatte sich bis zum Wahne gesteigert. Er betete jetzt kaum mehr; lange hatte er ja gebetet und lange Zeit unsonst auf eine plötzliche, auf fallende Erleuchtung gewartet. Sollte er die wenigen freien Augenblicke, die man ihm ließ, etwa zum Veten benutzen? An den letzten Sonntagen war seine griechische Grammatik mit zur Kirche gewandert, und anstatt sein Herz vor dem auszuschnitten, der seine Jugend fröhlich machen konnte, vertiefte er sich trotz in die trockenen Regeln. Er wußte, daß er etwas Schlimmes tue, aber warum auch hatte ihm Gott ein Talent gegeben, das er nun doch nicht ausbilden durfte? Warum war sein guter Vater gestorben und warum lebte die Talguterin immer noch? Warum durfte der dumme Straubervaisl studieren und er nicht? Und auf dieses harte, trostlose „Warum?“ beschränkte sich nun der ganze Verkehr der jungen Seele mit Gott. Valentin war von Natur aus zum Grübeln geneigt; aber er mochte grübeln so viel er wollte, hier gab es für ihn keine Lösung. Ihm gereichte es vielmehr zu einer gewissen Befriedigung, sich in hoffnungslosen Gram zu verfallen. Er erkannte wohl, daß das sein Leid vermehre, aber er wollte sich nicht beugen.

Jetzt stand der Knabe vor dem Talguterhofe. Aus der Ferne tönte das Narren der Räder, der Peitschenknall der Fuhrleute; dazwischenklang das laute Lachen der Winzerinnen aus den Weingütern herüber. Überall war es lebendig, auf den Feldern und Straßen; nur in den Häusern herrschte Todesstille. Auch der Talguterhof war verlassen. Valentin ballte die Faust gegen das stattliche Haus. „Könnt' ich es grad niederbrennen!“ knirschte er in verbissener Wit.

Und kaum war das Wort seinen Lippen entklimpft, so stieg ein seltsamer Gedanke in ihm auf. Vor wenigen Tagen erst hatte es zwischen der Talguterin und dem Fütterer einen Austritt gegeben, weil sie entdeckt hatte, daß Franz, der ein leidenschaftlicher Raucher war, sein Feuerzeug in Ställe zu verwahren und wohl auch zu benutzen pflegte. Natürlich hatte der auf freier Tat Ertrachte hoch und teuer versprochen, sich einer solchen Unachtsamkeit nicht mehr schuldig zu machen, aber ob er auch Wort gehalten? Gar zu gerne hätte es Valentin gewußt. Er öffnete die Stalltür, schlich zum Futterbahren und ariff hinein. Richtig, da lagen Runder und Feuerstein an der gewohnten Stelle unter ein paar Sandball Streu verdeckt. Valentin

schaltete. Es war doch kein solches Verbrechen, diese Gegenstände hier zu bergen! Der Runder entglüht nicht von selbst und der Feuerstein gibt keinen Funken, wenn er sich nicht am Eisen reibt. Valentin griff in die Tasche — da war sein Messer... das konnte genügen! Dann brauchte er nur auf den Heutod zu gehen und den glimmenden Runder hineinzufedern: Der Wind blies jaust so, daß er die Flammen dem Wohnsaule zutreiben mußte... Valentin fuhr zusammen: Ihm konnte solch ein Gedanke kommen? Er erschraf und zugleich lockte ihm wieder das Herz, wenn es sich das brennende Haus und das Geschrei der Vase vorstellte. Unwillkürlich streckte er die Hand nach dem Feuersteine aus, dann zog er sie rasch zurück. Es war nicht der Gedanke an Gott, der ihn hielt: es war sein Stolz, es war die Angst, sich durch eine verbrechenreiche Tat zu erniedrigen, sich vor der zu erniedrigen, die er so glühend gelachte.

Er warf sein Messer von sich und eilte aus dem Stalle. Aber die Verlockung hielt ihn fest. Im Sturm Schritte rasste er bergab. Ehe er sich's versah, war er drinnen an der Pöffer. Er blieb auf der Brücke stehen und stierte hinauf in die tangenden, schäumenden Wellen.

„Nun, Junge, was treibst du da?“ klang es plötzlich zu ihm hinüber. Man sollte fast meinen, du habest Selbstmordgedanken.“

Valentin erhob den Kopf und erblickte einen schlanken, fein gekleideten Herrn, der ihn vom rechten Ufer her aufmerksam betrachtete. Der Mann mochte nicht mehr jung sein, denn reichliche Silberfäden zogen durch sein blondhaar und seine Züge hatten jenen väterlichen Ausdruck, der jungen Herzen so mächtig anzieht. Auch Valentin fühlte diese Anziehung. Es lag etwas Teilnehmendes in der scherzhaften Bemerkung des Unbekannten; und jede Art von Teilnahme übte Macht über Valentins Herz.

„Sie könnten's völlig erraten haben,“ sagte er, „indem er die Brücke verließ und zum Fremden trat. Am liebsten tät ich hinabspülen; dann wär' einmal ein End!“

„Und was macht dich so lebensmüde? Doch keine unglückliche Liebe



Jubiläums - Buch

mit der ausführlichen Geschichte der St. Peters Kolonie und vielen Bildern von hervorragenden Personen, sowie alten und neuen Pfarrgebäuden, auf schönem und dauerhaftem Papier gedruckt, nicht bloß zum Lesen für die Gegenwart, sondern zum Aufbewahren für die Zukunft: die jungen Generationen sollen wissen, was ihre Eltern und Großeltern geleistet haben. Auch zum Verschicken ins Ausland, damit auch andere lernen, was die St. Peters-Kolonie ist.

Preise portofrei:

- Ein Buch für \$0.50
- Drei Bücher für \$1.25
- Sechs Bücher für \$2.25

St. Peter's Press

Muenster, Sask.